

# DER SPIEGEL

für

## Kunst, Eleganz und Mode.

Siebzehnter Jahrgang.

Redakteur: Sam. Rosenthal. Verleger: Fr. Wiesen's Wittwe und S. Rosenthal.

1844.

Wesft und Ofen, Sonnabend, 21. Dezember.



102.

### Rousseaus Nachbarin.



ögen Rousseaus Gegner sagen, was sie wollen, er war wirklich und wahrhaftig mit Leib und Seele der Mann der Natur. Sein abstoßendes Wesen, seine raube Unzugänglichkeit und Abgeschlossenheit waren nicht, wie häufig behauptet worden, etwas Gemachtes, Absichtliches, System bei ihm; im Gegentheil trieb ihn bereits von Jugend auf ein dunkler Drang fort aus der Verderbtheit, Zerrissenheit und Unnatur des achtzehnten Jahrhunderts. In diesem angeborenen Ekel gegen übertünchte Gräber wurzelte sein Mißtrauen und das bizarre Leben dieses genialen Mannes befestigte und erhielt ihn bloß in dieser Richtung. Seit seinem Auftreten als Schriftsteller fast nur von Larven umgeben, entweder von hochhaften oder bornirten Verkleinerern und Feinden, oder von eben so blinden Bewunderern verfolgt, und selten und nur als Ausnahmen von der Regel Männern belegend, die ihn wirklich begriffen, war ihm die Welt verhaßt und ihr Urtheil gleichgiltig geworden. Einmal zu dem Standpunkte gelangt, daß ihn Lob und Tadel, Liebe und Haß nicht mehr rührten, mußte ihm jeder Anspruch, den der große Haufe, wie der Einzelne an ihn wagte, lästig werden. Er machte keine Besuche und wollte nicht heimgesucht sein: sein Ruf als wunderlicher Kauz, als Original, und sein Ruhm als das erste Schriftstellergenie seiner Zeit waren ihm seiner Zeit so oft zur Dornenkrone der tödtlichsten Langweile geworden, daß er alle Ursache hatte, zubringliche Gäste die größte Landplage zu nennen. — Er wurde wie eine naturhistorische Rarität, wie ein philosophisches Monstrum aufgesucht und wenn die Neugierigen ihn nach allen Seiten begaßt und auf die unverschämteste Weise mit Fragen und Zumuthungen auf die Folter gespannt, wenn sie ihr Muthchen an seinen Seitenhieben und Blitzen gefühlt hatten, dann zogen sie, wie aus einer Thierbude, seelenvergnügt ab und hezten wohl noch obenein Freunde und Bekannte auf, sich gleichfalls den interessanten Anblick des „Naturmenschen“ zu verschaffen. So war der große Mann in den Augen seiner blästrten Zeitgenossen zu einer komischen Figur, zu einem merkwürdigen Narren geworden, der sich, ohne es zu wissen, seinen spöttischen Gästen zum Besten gebe. Jeder Modeherr, jeder Höfling wollte sich den Spaß machen, und das Kämmerlein des „maniaque de la rue Plâtrière“, wie sie ihn nannten, wurde zum komischen Wallfahrtsorte für Stutzer und Dummköpfe. — Aber Rousseau, Anfangs wenigstens ein gutmüthiger Narr, schob dem Unwesen bald einen Riegel vor und fortan wurden alle Titelträger und alle sogenannten berühmten Männer vor der Thür abgefertigt, und den hohen Herrschaften u. s. w. wurde ein für alle Mal die Thür vor der Nase zugeschlossen, so daß ihnen nichts übrig blieb, als sich infognito unter irgend einem harmlosen Vorwande einzuschleichen. Selbst Rousseaus wirkliche Verehrer mußten häufig zu dergleichen Mitteln und Wegen greifen. So konnte der Fürst von Ligne nur dadurch zu ihm gelangen, daß er that, als habe er sich in der Thür geirrt, und nur der Harmlosigkeit und Freuherzigkeit seiner Fragen verdankte er die lange interessante Unterredung, die ihm der scheinbare Zufall verschafft hatte. Einer der glühendsten Verehrer und begeistertsten Verfechter Rousseau'scher Ideen, Claude Gymar, kam expresse von Marseille nach Paris, um Rousseau zu besuchen, konnte aber als Literat keinen Zutritt erhalten und führte sich deshalb als Notenabschreiber bei ihm ein. — Der Fürst von Ligne und

Claude Gynar konnten aber noch von Glück sagen; den meisten Andern ging es trotz aller Pflöcke und Kniffe nicht so gut; sie durften sich, gleich dem guten Lablée, obgleich er nur ein obfturer Schriftsteller von Beaugency war, höchstens rühmen, daß sie den Schatten des großen Mannes gesehen hätten.

Bald kamen Rousseau aber auch diese seltenen Zufallsbesuche zu häufig; er wollte allein sein, ganz allein, oder doch nur mit Leuten verkehren, die nicht mehr noch weniger sein wollten, als sie waren, die frank und frei mit der Sprache heraus gingen, ihn ungenirt und ungeziert behandelten und an ihm nur als Menschen, nicht als Schriftsteller und berühmten Mann Interesse zeigten. Die Einfälle solcher Personen, die ihn ganz wie ihres Gleichen nahmen, fanden stets ein geneigtes Ohr bei ihm und an seinem guten Herzen war kein Spas verloren, der aus so harmloser Quelle kam. — Therese Levasseur war ihm einzig und allein dieser Ungenirtheit und Natürlichkeit wegen so lieb. Ihre Naivetät ging mitunter freilich etwas weit; aber Rousseau fand nur an Frauenzimmern Gefallen, bei denen Freimüthigkeit, Wahrheit und Einfachheit das erste Gebot waren. Natürlichkeit, pflegte er zu sagen, ist der schönste Schmuck des Weibes. Führte ihn der Zufall mit Frauenzimmern zusammen, die Herz und Kopf auf dem rechten Fleck hatten, die fröhlich und wohlgenüth waren, Geist mit Heiterkeit verbanden, ohne Anspruch auf „Esprit fort“, die damalige Modetracht, zu machen oder ihm gefallen zu wollen, so pflegte er die Bekanntschaft zu erneuern und konnte in ihrer Gesellschaft Stunden lang lachen wie ein Kind.

In der Rue Blâtrière, die später nach ihm Rousseaustraße getauft wurde, wohnte mit ihm in demselben Hause ein Mädchen, blutarm, aber immer seelenvergnügt, kurz ein Frauenzimmer nach dem Sinne unseres Eremiten. Die Hausnachbarin bildete sich für das Theatrehaberei, am Wenigsten freilich aus wirklichem Beruf für die Kunst. — Einst wollte Jean Jacques einen einsamen Spaziergang vornehmen, als er auf der Treppe hörte, daß die Nachbarin aus voller Brust eine Arie aus einer Oper von Campora anstimmte; Rousseau lächelte bei dem kühnen Anlaufe, den die angehende Sängerin nahm und flieg, um die Sache in der Nähe anzuhören, leise treppauf bis zum Dachstübchen der studirenden Künstlerin. Ohne Weiteres öffnete Rousseau ganz, wie er besucht sein wollte, als Unbekannter die Thür und setzte sich, ohne viel Worte zu machen und ohne von der Bewohnerin umständlich empfangen oder befragt zu werden, ans Fenster, um die Arie mit Muße anhören zu können. Als der Gesang zu Ende war, rief Jean Jacques: „Bravo! Sie singen mit Gefühl. Mit mehr Uebung und einigen guten Rathschlägen, die ich Ihnen geben könnte . . .“ — „Wah!“ fiel ihm die angehende Künstlerin ins Wort, „singen Sie etwa auch . . . Sie?“ — „Nun, so so . . . ich komponire sogar hin und wieder ein Klein wenig.“ — „Sie sind also Musiker? Da Sie hier ins Haus kommen, um Unterricht zu suchen, so thäten Sie ein gutes Werk, wenn Sie zunächst dem braven Mann, der weiter unten wohnt, an die Hand gingen. Er mag's ehrlich meinen, aber er plagt uns den ganzen Tag mit der tollsten Musik, die er auf einem schauderhaften Spinnet ausführt.“ — Rousseau erkannte in dieser Schilderung sich selbst, biß sich auf die Unterlippe und lachte herzlich über die böshafte kleine Rezensentin. Nachdem er ihr mit Artigkeiten, über die sie ihrerseits gleichfalls lachte, die unbewußten Grobheiten vergolten hatte, verabschiedete er sich. — „Vergessen Sie unsern Ohrenpeiniger nicht, Herr Musiklehrer!“ rief ihm die Nachbarin nach, ohne ihn weiter, als bis an die Thür zu begleiten.

Die Bekanntschaft mit der feken Nachbarin war für Rousseaus Eitelkeit als Musiker zwar wenig schmeichelhaft ausgefallen; dennoch aber hatte ihm der Besuch so wohl gethan, daß er sich bald wieder zu dem Dachstübchen verstieg, sich jedoch streng an die ihm zugetheilte Rolle eines Musiklehrers haltend. Er kam, sprach einige unbedeutende Worte, scherzte über dieses und jenes und nahm dann am Fenster Platz, um sich etwas vorzusingen und vorzuschwazgen zu lassen. So konnte er halbe Stunden, ja Stunden lang sitzen, zuhörend oder an andere Dinge denkend, und wenn er einige Male herzlich über die naiven Bemerkungen der Sängerin und über ihren Eifer gelacht hatte, ging er seelenvergnügt seines Weges.

Bald nach dieser Bekanntschaft kam Rousseaus musikalisches Meisterstück — obwohl damit nicht gesagt sein soll, daß es nach jezigen Begriffen von der Musik ein Meisterstück war — sein „Pevin du Village“ im Hoftheater zu Fontainebleau zur Aufführung und machte Glück. Die ganze Hofwelt klatschte den einfachen und originellen Arien Beifall zu, die vor den Ohren der Nachbarin so wenig Gnade fanden, wenn sie, zu Hause kommend, an Rousseaus Stubentheur vorüber ging und den Kompositheur arbeiten hörte. Von der Hofbühne gelangte die Musik zu den Stadttheatern und bald waren die Hauptarien im Munde des Volks. Der König, der das Signal zu dem Applaus gegeben und zum Modewerden des Stücks nicht wenig

beigetr  
cure  
schen  
chen  
seu  
vielfac  
geriet  
arbeit  
Das  
geistig  
dien g  
nung  
Mann  
Helvet  
der be  
Schrif  
kehr i  
harin  
einer  
hen fo  
zuellte  
die W  
Diener  
chen u  
Musik  
cinem  
teur!  
ten im  
nur, a  
von M  
Sie ei  
ausgez  
Kompo  
sich ja  
währen  
heiter  
derte u  
wie ei  
ohne D  
nicht.  
wenn  
— Un  
werde  
vor La  
hatte,  
chen.  
viel B  
Stunde  
die er  
senlaun  
sich da  
an die  
er auf  
auf ih  
sein, e  
ter wie  
Vertra

beigetragen hatte, wollte den Verfasser belohnen und ihn zum Redakteur-en-Chef des „Mercur de France“ machen, dem einzigen Journale, das damals in literarischen und artistischen Fragen Redefreiheit und Bedeutung hatte. Der „Mercur“, der in der öffentlichen Meinung bereits eine Autorität war, mußte unter der Leitung eines Jean Jacques Rousseau eine Macht werden; leider aber nahm Rousseau diese brillante Stellung, um die er vielfach beneidet wurde, sehr kalt auf. Genug, die gesammte damalige Literatur und Kunst gerieth auf diese Kunde in Bewegung und die ganze Schriftstellerkoterie, welche am „Mercur“ arbeitete oder von ihm protegirt wurde, strömte in Masse zu dem künftigen Hauptredakteur. Das Dichterstückchen Rousseaus war an diesem Morgen zu klein; die ganze gelehrte und schöngeistige Welt rühte ein, namentlich Marmontel, der damals erst zwei gar trübselige Tragödien geschrieben hatte und von seinen späteren komischen Opern wohl selbst noch keine Ahnung hatte; Diderot, der leibhaftige Enthusiasmus; Gretry, eben erst als bescheidener junger Mann aus Italien nach Paris zurückgekehrt und sehnüchtig nach einem Operntexte suchend; Helvetius, damals noch der reichste Generalpächter zu Paris; Solbach, der „baron bel esprit“, der berühmte Wortwizmacher und Festessengeber; dazu eine Masse mehr oder minder bekannter Schriftsteller zweiten und dritten Ranges: alle auf Rousseau wartend und bis seiner Heimkehr in lebhaftem Gespräche begriffen. — Und wo war der Philosoph? . . . Bei seiner Nachbarin! Als er nach Hause kam, hörte er auf der Treppe, wie sie eine von seinen Arien mit einer Begeisterung und einem Lungenaufwande sang, daß er der Verführung nicht widerstehen konnte, sondern an seinem Zimmer auf den Behen vorüber schlich und dem Dachstübchen zuellte. Die Nachbarin stand, eine Schminkbüchse in der Hand, vor dem Spiegel, studirte die Wendungen und Bewegungen der Colette und trillerte dazu: „Ich hab' verloren meinen Diener! . . .“ — Rousseaus Gesicht strahlte vor Freude; er setzte sich in sein Lauschewinkelchen und wagte kaum zu athmen. Die Nachbarin sang zwar falsch; aber sie sang doch seine Musik! „Ah!“ rief sie, als die Arie zu Ende war, „das ist eine Musik; das Herz hüpfet einem beim Singen in der Brust vor Jubel! Das nennt man gute Musik, Herr Kompositteur! Sie lächeln spöttisch? Ich wette, daß Sie, wenn Sie sich mit dem Splnetschläger unten im Hause zusammen thäten, keine einzige solche Note zu Stande brächten. Hören Sie nur, aber ärgern Sie sich nicht!“ — Und mit gesteigerter Begeisterung begann sie die Arie von Neuem und fragte dann: „Nun, habe ich nicht recht? Was sagen Sie dazu?“ — „Daß Sie eine passabele Musik vortrefflich singen.“ — „Wie, passabel? Sagen Sie doch herrlich, ausgezeichnet, und reden Sie trotz Ihres Handwerkseibes einmal rund von der Leber, Herr . . . Kompositteur!“ — Rousseau stand auf dem Punkte, seine Autorschaft zu verrathen, ertappte sich jedoch noch zu rechter Zeit auf der Schwäche und setzte sich wieder in sein Winkelchen, während die Sängerin von Neuem an die Toilette trat. Der Dichter, den das gespendete Lob heiter gestimmt hatte, betrachtete die Nachbarin mit leuchtenden Augen, während diese sich puderte und schminkte. „Lassen Sie doch die Lüncherarbeit!“ begann Rousseau. „Ihr Gesicht steht, wie es Gott erschaffen hat, weit besser aus.“ — „Das verstehen Sie nicht! Man nimmt sich ohne Noth wie ein Todtentopf aus.“ — „In Ihren Jahren braucht man solche Kunststücke nicht. Ich kenne Sie kaum wieder.“ — „Ei was, in jedem Alter muß man Noth auflegen, wenn man zu blaß ist. Es könnte Ihnen auch nicht schaden.“ — „Mir?“ — „Ja, Ihnen!“ — Und ehe Rousseau antworten konnte, hüpfte sie ihm auf den Schooß und rief: „Ich werde Ihnen zeigen, wozu die Lüncherei gut ist!“ — Der Philosoph wehrte sich, wäre aber vor Lachen fast erstickt. Erst als sie ihm die Backen und ganz besonders die Nase roth gefärbt hatte, gelang es ihm, sich loszuwinden und unter schallendem Gelächter die Treppe zu erreichen. — Hier traf er auf Gretry, der ihn kaum wieder erkannte und verlegen sagte: „Es ist viel Besuch bei Ihnen; gehen Sie schnell hinein; die Herren warten schon seit einer guten Stunde auf Sie.“ Mit dieser Bemerkung eilte Gretry an Rousseau vorüber zu der Sängerin, die er vom Theater her kannte, um sich den komischen Vorfall erzählen zu lassen.

Der Philosoph war plötzlich wieder ernst geworden; Gretrys Meldung hatte seine Rosenlaune verschreckt. Brummend ging er am Besuchzimmer vorüber ins Schlafgemach, säuberte sich das Gesicht von der Schminke, brachte seine Wäsche wieder in Ordnung, legte das Ohr an die Thür, und als er sich überzeugt hatte, daß zahlreicher Besuch auf ihn wartete, schlich er auf den Behen zum Hause hinaus. — Nachdem die Literaten noch eine Stunde und länger auf ihn gewartet hatten, gingen sie fort; Rousseau aber kehrte, um seiner Sache gewiß zu sein, erst nach Anbruch der Nacht heim.

In dieser Weise war der große Philosoph bizarr: bei wenigen harmlosen Menschen heiter wie ein Kind; dem vornehmen Plebs gegenüber scheu und grob wie ein Wilder. Wer sein Vertrauen gewann, mußte ihn liebenswürdig nennen.

Claude Gynar konnten aber noch von Glück sagen; den meisten Andern ging es trotz aller Pflöcke und Kniffe nicht so gut; sie durften sich, gleich dem guten Lablée, obgleich er nur ein obskurer Schriftsteller von Beaugency war, höchstens rühmen, daß sie den Schatten des großen Mannes gesehen hätten.

Bald kamen Rousseau aber auch diese seltenen Zufallsbesuche zu häufig; er wollte allein sein, ganz allein, oder doch nur mit Leuten verkehren, die nicht mehr noch weniger sein wollten, als sie waren, die frank und frei mit der Sprache heraus gingen, ihn ungenirt und ungeziert behandelten und an ihm nur als Menschen, nicht als Schriftsteller und berühmten Mann Interesse zeigten. Die Einfälle solcher Personen, die ihn ganz wie ihres Gleichen nahmen, fanden stets ein geneigtes Ohr bei ihm und an seinem guten Herzen war kein Späß verloren, der aus so harmloser Quelle kam. — Therese Levasseur war ihm einzig und allein dieser Ungenirtheit und Natürlichkeit wegen so lieb. Ihre Naivetät ging mitunter freilich etwas weit; aber Rousseau fand nur an Frauenzimmern Gefallen, bei denen Freimüthigkeit, Wahrheit und Einfachheit das erste Gebot waren. Natürlichkeit, pflegte er zu sagen, ist der schönste Schmuck des Weibes. Führt ihn der Zufall mit Frauenzimmern zusammen, die Herz und Kopf auf dem rechten Fleck hatten, die fröhlich und wohlgenüth waren, Geist mit Heiterkeit verbanden, ohne Anspruch auf „Esprit fort“, die damalige Modetracht, zu machen oder ihm gefallen zu wollen, so pflegte er die Bekanntschaft zu erneuern und konnte in ihrer Gesellschaft Stunden lang lachen wie ein Kind.

In der Rue Blâtrière, die später nach ihm Rousseaustraße getauft wurde, wohnte mit ihm in demselben Hause ein Mädchen, blutarm, aber immer seelenvergnügt, kurz ein Frauenzimmer nach dem Sinne unseres Eremiten. Die Hausnachbarin bildete sich für das Theatrehaberei, am Wenigsten freilich aus wirklichem Beruf für die Kunst. — Einst wollte Jean Jacques einen einsamen Spaziergang vornehmen, als er auf der Treppe hörte, daß die Nachbarin aus voller Brust eine Arie aus einer Oper von Campora anstimmte; Rousseau lächelte bei dem kühnen Anlaufe, den die angehende Sängerin nahm und flieg, um die Sache in der Nähe anzuhören, leise treppauf bis zum Dachstübchen der studirenden Künstlerin. Ohne Weiteres öffnete Rousseau ganz, wie er besucht sein wollte, als Unbekannter die Thür und setzte sich, ohne viel Worte zu machen und ohne von der Bewohnerin umständlich empfangen oder befragt zu werden, ans Fenster, um die Arie mit Muße anhören zu können. Als der Gesang zu Ende war, rief Jean Jacques: „Bravo! Sie singen mit Gefühl. Mit mehr Uebung und einigen guten Rathschlägen, die ich Ihnen geben könnte . . .“ — „Wah!“ fiel ihm die angehende Künstlerin ins Wort, „singen Sie etwa auch . . . Sie?“ — „Nun, so so . . . ich komponire sogar hin und wieder ein Klein wenig.“ — „Sie sind also Musiker? Da Sie hier ins Haus kommen, um Unterricht zu suchen, so thäten Sie ein gutes Werk, wenn Sie zunächst dem braven Mann, der weiter unten wohnt, an die Hand gingen. Er mag's ehrlich meinen, aber er plagt uns den ganzen Tag mit der tollsten Musik, die er auf einem schauderhaften Spinnet ausführt.“ — Rousseau erkannte in dieser Schilderung sich selbst, biß sich auf die Unterlippe und lachte herzlich über die böshafte kleine Rezensentin. Nachdem er ihr mit Artigkeiten, über die sie ihrerseits gleichfalls lachte, die unbewußten Grobheiten vergolten hatte, verabschiedete er sich. — „Vergessen Sie unsern Ohrenpeiniger nicht, Herr Musiklehrer!“ rief ihm die Nachbarin nach, ohne ihn weiter, als bis an die Thür zu begleiten.

Die Bekanntschaft mit der feken Nachbarin war für Rousseaus Eitelkeit als Musiker zwar wenig schmeichelhaft ausgefallen; dennoch aber hatte ihm der Besuch so wohl gethan, daß er sich bald wieder zu dem Dachstübchen verstieg, sich jedoch streng an die ihm zugetheilte Rolle eines Musiklehrers haltend. Er kam, sprach einige unbedeutende Worte, scherzte über dieses und jenes und nahm dann am Fenster Platz, um sich etwas vorzusingen und vorzuschwazgen zu lassen. So konnte er halbe Stunden, ja Stunden lang sitzen, zuhörend oder an andere Dinge denkend, und wenn er einige Male herzlich über die naiven Bemerkungen der Sängerin und über ihren Eifer gelacht hatte, ging er seelenvergnügt seines Weges.

Bald nach dieser Bekanntschaft kam Rousseaus musikalisches Meisterstück — obwohl damit nicht gesagt sein soll, daß es nach jezigen Begriffen von der Musik ein Meisterstück war — sein „Pevin du Village“ im Hoftheater zu Fontainebleau zur Aufführung und machte Glück. Die ganze Hofwelt klatschte den einfachen und originellen Arien Beifall zu, die vor den Ohren der Nachbarin so wenig Gnade fanden, wenn sie, zu Hause kommend, an Rousseaus Stubentheur vorüber ging und den Kompositheur arbeiten hörte. Von der Hofbühne gelangte die Musik zu den Stadttheatern und bald waren die Hauptarien im Munde des Volks. Der König, der das Signal zu dem Applaus gegeben und zum Modewerden des Stücks nicht wenig

beigetr  
cure  
schen  
chen  
seu  
vielfac  
geriet  
arbeit  
Das  
geistig  
dien g  
nung  
Mann  
Helvet  
der be  
Schrif  
kehr i  
harin  
einer  
hen fo  
zuellte  
die W  
Diener  
chen u  
Musik  
cinem  
teur!  
ten im  
nur, a  
von M  
Sie ei  
ausgez  
Kompo  
sich ja  
währen  
heiter  
derte u  
wie ei  
ohne D  
nicht.  
wenn  
— Un  
werde  
vor La  
hatte,  
chen.  
viel B  
Stunde  
die er  
senlaun  
sich da  
an die  
er auf  
auf ih  
sein, e  
ter wie  
Vertra

beigetragen hatte, wollte den Verfasser belohnen und ihn zum Redakteur-en-Chef des „Mercur de France“ machen, dem einzigen Journale, das damals in literarischen und artistischen Fragen Redefreiheit und Bedeutung hatte. Der „Mercur“, der in der öffentlichen Meinung bereits eine Autorität war, mußte unter der Leitung eines Jean Jacques Rousseau eine Macht werden; leider aber nahm Rousseau diese brillante Stellung, um die er vielfach beneidet wurde, sehr kalt auf. Genug, die gesammte damalige Literatur und Kunst gerieth auf diese Kunde in Bewegung und die ganze Schriftstellerkoterie, welche am „Mercur“ arbeitete oder von ihm protegirt wurde, strömte in Masse zu dem künftigen Hauptredakteur. Das Dichterstückchen Rousseaus war an diesem Morgen zu klein; die ganze gelehrte und schöngeistige Welt rühte ein, namentlich Marmontel, der damals erst zwei gar trübselige Tragödien geschrieben hatte und von seinen späteren komischen Opern wohl selbst noch keine Ahnung hatte; Diderot, der leibhaftige Enthusiasmus; Gretry, eben erst als bescheidener junger Mann aus Italien nach Paris zurückgekehrt und sehnüchtig nach einem Operntexte suchend; Helvetius, damals noch der reichste Generalpächter zu Paris; Solbach, der „baron bel esprit“, der berühmte Wortwizmacher und Festessengeber; dazu eine Masse mehr oder minder bekannter Schriftsteller zweiten und dritten Ranges: alle auf Rousseau wartend und bis seiner Heimkehr in lebhaftem Gespräche begriffen. — Und wo war der Philosoph? . . . Bei seiner Nachbarin! Als er nach Hause kam, hörte er auf der Treppe, wie sie eine von seinen Arien mit einer Begeisterung und einem Lungenaufwande sang, daß er der Verführung nicht widerstehen konnte, sondern an seinem Zimmer auf den Behen vorüber schlich und dem Dachstübchen zuellte. Die Nachbarin stand, eine Schminkbüchse in der Hand, vor dem Spiegel, studirte die Wendungen und Bewegungen der Colette und trillerte dazu: „Ich hab' verloren meinen Diener! . . .“ — Rousseaus Gesicht strahlte vor Freude; er setzte sich in sein Lauschewinkelchen und wagte kaum zu athmen. Die Nachbarin sang zwar falsch; aber sie sang doch seine Musik! „Ah!“ rief sie, als die Arie zu Ende war, „das ist eine Musik; das Herz hüpfet einem beim Singen in der Brust vor Jubel! Das nennt man gute Musik, Herr Kompositteur! Sie lächeln spöttisch? Ich wette, daß Sie, wenn Sie sich mit dem Spletnetschläger unten im Hause zusammen thäten, keine einzige solche Note zu Stande brächten. Hören Sie nur, aber ärgern Sie sich nicht!“ — Und mit gesteigerter Begeisterung begann sie die Arie von Neuem und fragte dann: „Nun, habe ich nicht recht? Was sagen Sie dazu?“ — „Daß Sie eine passable Musik vortrefflich singen.“ — „Wie, passabel? Sagen Sie doch herrlich, ausgezeichnet, und reden Sie trotz Ihres Handwerkseibes einmal rund von der Leber, Herr . . . Kompositteur!“ — Rousseau stand auf dem Punkte, seine Autorschaft zu verrathen, ertappte sich jedoch noch zu rechter Zeit auf der Schwäche und setzte sich wieder in sein Winkelchen, während die Sängerin von Neuem an die Toilette trat. Der Dichter, den das gespendete Lob heiter gestimmt hatte, betrachtete die Nachbarin mit leuchtenden Augen, während diese sich puderte und schminkte. „Lassen Sie doch die Lüncherarbeit!“ begann Rousseau. „Ihr Gesicht steht, wie es Gott erschaffen hat, weit besser aus.“ — „Das verstehen Sie nicht! Man nimmt sich ohne Noth wie ein Todtentopf aus.“ — „In Ihren Jahren braucht man solche Kunststücke nicht. Ich kenne Sie kaum wieder.“ — „Ei was, in jedem Alter muß man Noth auflegen, wenn man zu blaß ist. Es könnte Ihnen auch nicht schaden.“ — „Mir?“ — „Ja, Ihnen!“ — Und ehe Rousseau antworten konnte, hüpfte sie ihm auf den Schooß und rief: „Ich werde Ihnen zeigen, wozu die Lüncherei gut ist!“ — Der Philosoph wehrte sich, wäre aber vor Lachen fast erstickt. Erst als sie ihm die Backen und ganz besonders die Nase roth gefärbt hatte, gelang es ihm, sich loszuwinden und unter schallendem Gelächter die Treppe zu erreichen. — Hier traf er auf Gretry, der ihn kaum wieder erkannte und verlegen sagte: „Es ist viel Besuch bei Ihnen; gehen Sie schnell hinein; die Herren warten schon seit einer guten Stunde auf Sie.“ Mit dieser Bemerkung eilte Gretry an Rousseau vorüber zu der Sängerin, die er vom Theater her kannte, um sich den komischen Vorfall erzählen zu lassen.

Der Philosoph war plötzlich wieder ernst geworden; Gretrys Meldung hatte seine Rosenlaune verschleucht. Brummend ging er am Besuchzimmer vorüber ins Schlafgemach, säuberte sich das Gesicht von der Schminke, brachte seine Wäsche wieder in Ordnung, legte das Ohr an die Thür, und als er sich überzeugt hatte, daß zahlreicher Besuch auf ihn wartete, schlich er auf den Behen zum Hause hinaus. — Nachdem die Literaten noch eine Stunde und länger auf ihn gewartet hatten, gingen sie fort; Rousseau aber kehrte, um seiner Sache gewiß zu sein, erst nach Anbruch der Nacht heim.

In dieser Weise war der große Philosoph bizarr: bei wenigen harmlosen Menschen heiter wie ein Kind; dem vornehmen Plebs gegenüber scheu und grob wie ein Wilder. Wer sein Vertrauen gewann, mußte ihn liebenswürdig nennen.



### Das Rauchen der Damen in Neumexiko.

Ein vor Kurzem in Amerika erschienenes Reisewerk: „Commerce of the Prairies, or the Journal of a Santa Fe trader during eight expeditions across the Great Western Prairies and a residence of nearly nine years in Northern Mexico“, von Joseph Gregg, ist reich an anziehenden und unterrichtenden Schilderungen jener Gegenden des nördlichen Mexico, auf die in der jüngsten Zeit auch die deutsche Auswanderungslust oder besser gesagt, der von der Noth erzeugte Auswanderungsdrang sein Auge geworfen. Der Verf., ein im Handel nach Neumexiko theilhaftiger amerikanischer Kaufmann, hatte auf Anrathen seiner Aerzte sich einem jener Handelszüge angeschlossen, welche jährlich von St.-Louis, von wagnistühnem Unternehmungsgeist beseelt, nach den fernem Länderstrecken der mexikanischen Staaten aufbrechen; die Abentheuer dieses Zugs gefielen ihm vermaßen, daß er die Reise achtmal wiederholte und in den Zwischenräumen seinen Aufenthalt in Nordmexiko nahm. Mit lebhaften Farben schilderte er die Begegnisse der Karavanen mit den wohlberittenen Haufen der wilden Bewohner jener Prairien, der Pawnees und Comanches; er malt das gesellschaftliche und politische Leben und den Zustand des Landes in Neumexiko, beschreibt die Trümmer alter Kultur, die er auf seinen Reisen angetroffen, und theilt besonders über die Handelsverhältnisse jener Landstriche unterrichtende Notizen mit. Besonders interessant sind die Züge, welche er aus dem gesellschaftlichen Leben dort zu Lande mittheilt. So erzählt er unter Anderem: „Von all den kleinen Fehlern, welche die Neumexicaner sich zu Schulden kommen lassen, ist der vicio innocente des Rauchens unter dem schönen Geschlecht der unerträglichste; und doch nehmen an dieser Gewohnheit selbst die Lieblichsten und Gebildetsten Theil. Den puro oder cigarro steht man in Jeder Munde; er wird im Gesellschaftszimmer herumgereicht und selbst in den Speisesaal mitgenommen — ja sogar im Ballsaale wird er den Schönen ebenso regelmäßig gereicht, wie an andern Orten „Erfrischungen,“ und oft kann man die Senorita mit dem angezündeten cigarito im Munde im Tanze dahinfliegen sehen! Die Damen der süblichen Städte sind sehr häufig mit tenazitas de oro, d. i. kleinen goldenen Zangen versehen, um ihre Zigarren halten zu können,

ohne ihre Finger mit den Fleken oder dem Geruche des Tabaks zu verunreinigen; sie vergessen freilich dabei seine garstigen Wirkungen auf Lippen und Athem.“

### Cheater- u. Musik-Beitrag.

Femesbar. Nach den Vorstellungen welche der Eskamoteur, Professor Becker aus Berlin, im hiesigen Theater gegeben hatte, worunter besonders die letzteren einen immensen Jubel fanden, wurde es wieder eine Weile etwas still in unseren Mauern, bis das glänzende und in den Annalen Femesbar's gewiß ewig denkwürdige Fest der Fahnenweihe des bürgl. Scharfschützen-Korps mit seinen Vorbereitungen hiezu abermals das regste Leben und Treiben gestaltete. Ich hatte den geehrten Lesern dieses Blattes in einem meiner früheren Berichte zwar eine Beschreibung dieser Solennität versprochen, allein die detaillirten Berichte, die hierüber in der vereinigten Dfner-Beitrag Zeitung, und auszugsweise in anderen Blättern erschienen sind, ließen mich eine solche Wiederholung für unnöthig halten, u. ich kann daher nur in der Kürze noch erwähnen, daß das Arrangement und die auch nicht durch den kleinsten Unfall gestörte Ausführung dieser Festivitäten, dem sinnigen Geschmacke und der umsichtsvollen Thätigkeit des Arrangeurs und Leiters, Hr. Stadtvormund u. Bürger-Korps Major, Ludwig v. Versuder alle Ehre machten, und dieses Fest sowohl bei Einheimischen, wie auch bei den zahlreichen Fremden gewiß noch lange in angenehmster Erinnerung bleiben wird. Mittlerweile amuflrten wir uns mehr oder weniger an den Leistungen unserer Theatergesellschaft, die heuer, besonders was die Oper betrifft, recht vorzüglich ist, und uns schon manchen angenehmen Abend verschafft hat. Schade nur, daß uns noch immer ein tüchtiger Buffo fehlt, wodurch die so beliebte Oper: „Saar und Zimmermann“, leider bisher vom Repertoire wegbleiben mußte. Mehrere andere Opern haben sehr großen und verdienten Beifall gefunden, da die sonstigen Kräfte vollkommen genügend sind. Sehr bedauern mußten wir auch, daß durch den Abmarsch des k. k. 39. Infanterie-Regiments Don Miguel, die so vortreffliche Kapelle desselben, die uns unter der genialen Leitung ihres Kapellmeisters, Massal, so manchen angenehmen musikalischen Genuß bereitet hatte, und auch im Orchester des Theaters auf das Entsprechendste mitwirkte, von

und geschieden ist. Ein herzliches Lebewohl wurde Massal von seinen zahlreichen Freunden und Verehrern zugerufen, und sein auch als Kompositur ausgezeichnetes Wirken wird bei Allen stets im freundlichsten Andenken bleiben. — Ein Herr Duhovskij, aus Polen, hatte einige Zeit hier im Gasthose „zu den 7 Kurfürsten“ ein von seinem Landsmann, dem Maler Liffiewicz in Rom verfertigtes Gemälde, eine hübsche Magdalena vorstellend, ausgestellt, und viele Sensation damit gemacht. Von der Trefflichkeit dieses, besonders durch die meisterhafte technische Behandlung ausgezeichneten Bildes wird man sich jetzt in Pesth und Ofen wohl schon überzeugt haben, da der Eigenthümer vor einigen Wochen dahin abgereist ist. — Freiherr von Sellenbach ist mit seiner Kapelle hier angekommen, nachdem er in Belgrad gewesen und dort ein Paar brillante Konzerte gegeben hatte, und veranstaltete vorgestern sein erstes hiesiges im Saale des Komitatshauses, das sehr frequent besucht war und den ungetheiltesten Beifall fand.

Berlin. Unter Anderem kommen, wie schon bemerkt, in der neuen Meyerbeer'schen Oper 2 Kanonen, 21 Pferde, etliche Schwadronen Zieten'scher Husaren, schwere Kavallerie u. vor. Alle Pauken und Trompeten, deren man habhaft werden konnte, sind zum Siegemarsch acquirirt, und zwischen diesen kolossalen Tonmassen, untermischt mit Kanonengerassel, Pferdegetrampel, Schwadronenlärm, Kavalleriemandövern, ertönt plötzlich aus einem Zelte ein Flötenadagio Friedrich's II. Sei es uns vergönnt, sagt die „Bremer Stg.“ bei dieser Gelegenheit eine Anekdote zu erzählen. Als Spontini's „Azidor“ zum ersten Male aufgeführt worden war, sah man Tages darauf, wie der alte Blücher, der bekanntlich neben dem Opernhause steht, eine Bittschrift in der Hand hielt. Man nahm sie dem greisen Feldherrn ab und las Folgendes: „Verehrungswürdige Berliner — ich habe zwar manchen Schlachten Donner mit angehört u. habe — Dank meiner gesunden Natur — keinen Schaden an meinem Gehör erlitten. Seit dem gestrigen Abend muß ich aber dringend ersuchen, mir einen andern Platz anzuweisen, weil ich sonst taub werden müßte.“

\* Auf der Magdeburger Bühne ließ ein Hr. Sternau neulich „Magdeburger Geheimnisse“ aufführen, eine Lokalposse mit Gesang in zwei Aufzügen, nebst einem Vorspiel: „Die Konditorei“ und einem Nachspiel: „Die Magdeburger Messe.“ Gleichzeitig hat der Verfasser sein Produkt dem Bedürfnisse anderer Städte unter dem Titel: „Geheimnisse jeder Stadt“ angepaßt. — Da muß wohl das Lokale in der Posse, sehr schlecht beschlagen sein.

\* Das In-Szene-Setzen der neuen Meyerbeer'schen Oper in Berlin soll, laut der „Düsseldorfer Zeitung“, 24,000 Thlr. gekostet haben. Kellstab erhält für den Text 3000 Thlr.; Schlesinger hat die Partitur gekauft.

### Mignon - Zeitung.

**Etwas von Allem.** In den Berliner Zeitungen wirft ein deutscher Haarkünstler allen französischen Haarkünstlern offen den Fehdehandschuh hin und fordert dieselben alle zum Wettstreit mit ihm in Verfertigung dreier kunstgerechten Perrücken auf. Der Deutsche will dadurch der Vorliebe für die französischen Haarkünstler den Todesstoß geben und diesen Wahn, wie er sagt, vernichten.

\*\* Die Königin von England ist von einem Dorfsparrer um 7 Schilling gestraft worden, weil sie es veräumte, ihr lezgeborenes Kind, den Prinzen Alfred, in das Taufregister der Dorfgemeinde einschreiben zu lassen, zu dessen Bezirk das Windsorschloß gehört. Die Strafe ist bezahlt und das Versehen sogleich gut gemacht worden.

\*\* Auf einer engl. Eisenbahn legte kürzlich die Lokomotive Achilles mit einem Waggon 193 $\frac{1}{2}$  englische Meilen in 4 Stunden 45 Minuten zurück, wobei sie mehrmals (zu Bristol eine halbe Stunde) anhielt.

\*\* Man schreibt aus Lüttich, 6. Dezember: Gestern durchzog, umgeben von einer neugierigen und bewundernden Menge, ein mit 14 Pferden bespannter Lastwagen die Straßen unserer Stadt. Der Inhalt desselben war eine großartige, durchaus vollendete u. zusammengesetzte Lokomotive, eine der stärksten, die auf unseren Eisenbahnen in Gebrauch sind. Die Zylinder haben 15 Zoll im Durchmesser und eine Schiebbewegung von 22 Zoll. Der Kessel hat 14 Fuß Länge, und erträgt einen Druck von der Stärke von 12 Atmosphären. Die Maschine ist aus den Werkstätten der Gesellschaft St. Leonhard hervorgegangen, welche unter der Oberleitung des Herrn Regnier-Poncelet steht.

\*\* Ueber die Erblichkeit des Geisteskrankheiten hat der französische Arzt Baillarger, nach langjährigen Beobachtungen der königl. Akademie der Medizin, seine Resultate in einem Atlas statistischer Tabellen vorgelegt, in welchem sich mehr als 6000 genau beobachtete Fälle befinden. Unter 271 Knaben finden sich 146, welche die Krankheit von der Mutter, und nur 125, welche sie vom Vater ererbt hatten; unter 274 Mädchen dagegen hatten 189 den Wahnsinn von der Mutter, und nur 85 vom Vater ererbt.

\*\* Der „Courrier des Ardennes“ meldet aus Rarignan, daß von 7 Personen, welche

die Unflugheit hatten, Fleisch von krepirtem Vieh zu essen, 5 schon gestorben sind, und man wenig Hoffnung hat, die beiden übrigen zu retten.

\* \* Unter die Zeichen eines echten Burschen setzte der alte Zahn unter Anderm: „daß er auf bloßem Boden schläft, und wenn ihn friert, sich mit der Kammerthür zudekt.“

\* \* Nach englischen Blättern beabsichtigen zwei Eisenbahngesellschaften dem Erfinder (wohl nur Verbesserer) der Lokomotiven, Georg Stephenson, ein Denkmal zu errichten. — Sind nicht die Eisenbahnen selbst im eigentlichen Sinne des Wortes ein Denkmal von Erz?

\* \* Ein Herr Smythe sagte in einer Rede, die er jüngst zu Manchester gehalten, mit tadelnder Beziehung auf das Verfahren der brittischen Regierung in diesem Stücke: „Wer ist der Gesandte, den Rußland an unserem Hofe hält? Ein Mann, der sich durch seine Feder empor geschwungen hat. Wer der von Schweden? Der Geschichtschreiber von brittisch Indien. Wer der von Preußen? Ein Professor. Wer der von Belgien? Ein Mann, der sich durch die Literatur gehoben hat. Wer der von Frankreich? Ein Autor und Geschichtschreiber. Wer der von Amerika? Ein Autor und Professor.“

\* \* Im Kirchenstaate sind alle Parforcejagden und alle Wettrennen im Rom bei Verlust der Pferde u. persönlicher Haft auf das Strengste untersagt worden. Die Engländer betrachteten den klassischen Boden seit Jahren als eine Rennbahn.

\* \* Einer der reichsten römischen Bankiers, Domenico Valentini, ist ins Kloster getreten; das Geschäft geht auf seinen Bruder über.

\* \* Der neue herzogl. Leuchtenberg'sche Ballast in St. Petersburg ist jetzt ganz fertig, und soll von der Großfürstin Marie und ihren Kindern noch vor der Rückkehr ihres durchlauchtigen Gemahls von München bezogen werden. Die dem Ballast gegenüberstehende Isaakikirche ist nun endlich nach 26-jährigen Bau (sie wurde unter Kaiser Alexander 1818 begonnen) von Außen vollendet, der innere Bau wird sich aber noch bis in das Jahr 1847 verziehen.

\* \* In Böhmen sind nun auch die Hasen von der Viehseuche befallen worden, so daß man sie in Menge auf den Feldern todt findet.

\* \* In Ostindien hat ein Vergifter von Profession, denn solche Leute gibt es dort, einen Vater sammt dessen beiden Söhnen aus dem Leben geschafft, um — einer alten baumwollenen Decke willen, die seine Habsucht reizte.

\* \* In Folge eines Berichts der Gerichtsbörden von Surrey, aus welchem hervorgeht, daß bei den meisten jugendlichen Verbrechern der Ursprung ihrer Vergehen in ihrem häufigen Besuche der Pennytheater, Jahrmärkte, Wettren-

nen 2c. liege, haben die Behörden den wohlthätigen Beschluß gefaßt, Maßregeln zur Unterdrückung aller Pennytheater zu ergreifen. Es ist bekannt, daß in diesen Theatern, wo meistens Räuber-, Diebs- u. Mordstücke zur Aufführung kommen, die Entwürfe zu manchen der verwerflichsten Räubereien und Diebstähle, welche je in London vorkamen, ausgedonnen u. zur Reife gebracht wurden.

\* \* In eine Leipziger bekannte Konditorei kamen vor einigen Tagen zwei Altenburger Bauern, eine Tasse Kaffee zu trinken. Der Schweizer und die anwesenden Gäste musterten lächelnd die Bauern und ihre Tracht. Beim Bezahlen meinte der eine Bauer zum Schweizer, ob er sich wohl für zwei Thaler von dem Gebäck da auf der Tafel einstecken könne, so viel in seine beiden Hosentaschen ginge. „O ja, o ja,“ erwiderte der Konditor schmunzelnd. Und der Bauer steckte ein Stück nach dem andern in die Tasche, die Tafel wurde immer leerer und die Nase des Konditors immer länger und als der Bauer seine zwei Thaler bezahlte, da war die Tafel abgeräumt und der Konditor überzeugt, daß der Bauer für ungefähr zwölf Thaler Waare in der Tasche hatte.

\* \* Dem Pariser „Siècle“ wird aus Luxemburg sänger (wahrscheinlich erdichtete) Vorfall gemeldet: „Ein junger Offizier hatte einen Silberdiebstahl begangen. Eine große Anzahl Offiziere berieth, was im Interesse der Ehre u. Würde des Korps zu thun sei. Einige waren der Meinung, jenem Offiziere bliebe nichts übrig, als sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Diese Ansicht behielt die Oberhand; es wurden ein oder zwei Pistolen geladen; einige Offiziere verfügten sich zu ihrem Kameraden, kündigten ihm an, das Offizierkorps habe beschlossen, daß er sich todtschießen müsse, übergaben ihm eine geladene Pistole, und sagten: sie würden wieder kommen, sobald sie den Schuß gehört hätten. Kaum waren sie die Treppe hinab, als sich ein Knall vernehmen ließ; die Offiziere kehrten um, und fanden ihren Kameraden todt in seinem Blute am Boden liegend.“

\* \* Laut Briefen aus Mailand vom 6. Dez. hatte sich an diesem Tage dort eine Kälte von 7½ Gr. Reaumur eingestellt; ein äußerst seltenes Ereigniß.

\* \* Der Verein zur Beschäftigung der Näherinnen und Bekleidung der Armen, der in London vor drei Viertelfahren gegründet wurde, hielt unter Lord Ashly's Voritze in den ersten Dezembertagen eine Generalversammlung, in der nachgewiesen wurde, daß die Gesellschaft vielen Frauenzimmern direkt Arbeit gegeben, ferner 975 Näherinnen einen Wochenlohn von 9 Schilling (4 fl. 30 fr.) verschafft und dadurch viele der-

selben  
ste fr  
Hemde  
nicht i  
100 A  
Die P

\* \*  
Madri  
die bei  
Zichy  
Narva  
umph

\* \*  
Schnei  
Sonnt  
Namen  
chen,  
richt  
nen S  
Staats  
Veröff  
herabg  
haupt

\* \*  
Dalky,  
fördert  
recht m  
sem Be  
Meilen  
Schütte  
und die

Ma ti  
neßz des  
Caesar  
Französi  
Dios).  
testen La  
stellen,  
terbrochen  
nen verg  
Caesar“  
daß es  
als zweit  
Caesar),  
den vor  
wenn er,  
zwei St  
den sollte  
außerhalb  
stellung  
halb auch  
nennen w  
büht dem  
sichtlich  
Erfutiru  
er wurde  
kann seine  
Kränze u

selben aus Hunger und Elend gerettet habe, da sie früher häufig zu 2½ P. (6 kr.) das Stück Hemden nähen mußten und auch diese Arbeit nicht immer finden konnten. Die Königin hat 100 Pfund Sterl. für den Verein beige-steuert. Die Näherinnen arbeiten zu Hause.

\* \* Man liest in der Allg. Zeitung: „Die Madrider Blätter vom 3. Dez. erwähnen, daß die beiden ungarischen Reisenden, die Grafen Zichy und Bethlen, auf dem Ball des Generals Narvaez als Volkstänzer einen förmlichen Triumph gefeiert haben.“

\* \* In Brüssel besteht ein Verein von Schneidern und Schuhmachern, welche in dem Sonntagsblatte „Le Pilon“ (der Pranger) die Namen ihrer schlechten Schuldner veröffentlichen, und ihre Forderungen ausbieten. Das Gericht erster Instanz hat jedoch dieser Tage einen Schuhmacher zu Schadenersatz gegen einen Staatsdiener verurtheilt, weil er durch diese Veröffentlichung dessen Kredit und guten Ruf herabgesetzt habe, und jenes Verfahren überhaupt unerlaubte Selbsthilfe sei.

\* \* Die Lusteisenbahn zwischen Ringston u. Dalky, ungefähr drei Viertelstunden lang, befördert jetzt in zwei bis drei Minuten, also recht mit den Flügeln des Windes. Nach diesem Verhältnisse könnte man also zehn deutsche Meilen in der Stunde machen, und zwar ohne Schütteln und Rütteln und ohne das Toben und die Feuergefährlichkeit der Lokomotive.

## Lokal-Beitrag.

### Theater.

Nationaltheater. Am 16. d., zum Benefiz des Hrn. Lendvay u. zum ersten Male: „Don Caesar de Bazan“, Drama in 5 Akten, nach dem Französischen des Dumanoir und Dennery von Diósy. Das Publikum war heute in der aufgeregtesten Laune, so zwar, daß das Stück bei manchen Stellen, wegen minutenlang dauernden Lachens, unterbrochen wurde; und so können wir Jedem, der einen vergnügten Abend zubringen will, diesen „Don Caesar“ empfehlen. Es ließe sich zwar einwenden, daß es mehrere Unwahrscheinlichkeiten und mehr als zweideutige Situationen enthalte, daß Don Caesar, der denn doch auch Mensch ist, zwei Stunden vor seinem Tode so kreuzfidel sein könne, wie wenn er, als jahrelang hoffnungslos Liebender, in zwei Stunden mit der Heißersehnten getraut werden sollte; doch solche Betrachtungen kann man nur außerhalb des Theaters machen, während der Vorstellung kommt man vor Lachen nicht dazu, weshalb auch die Piece eher Posse als Drama zu nennen wäre. Was nun die Aufführung betrifft, gebührt dem Benefizianten (Don Caesar) sowohl hinsichtlich der Wahl des Stückes, als der brillanten Execution seines Partes, die vollste Anerkennung; er wurde stürmisch empfangen, und — der Mensch kann seinem Schicksale nicht entgehen — es gab auch Kränze und einen Gedichteregen. Dem. Laborfalvi

war als Straßensängerin, Maritona, eine liebliche Erscheinung, Hr. Szentpétery, als spanischer Grand, höchst amüfiant. Die Uebersetzung des Hrn. Diósy ist als eine der gelungensten zu betrachten, und es wundert uns, daß dessen „Vén arszlán és fia“, welches doch so sehr gefallen hat, nur zweimal gegeben wurde. Das Haus war trotz des schlechtesten Wetters in allen Räumen voll, und die Vorstellung wurde Tags darauf bei eben so vollem Hause und demselben Beifall wiederholt.

— Künftige Woche findet das Benefiz unserer gefeierten Prima-Donna, Mad. Schodel statt. Gegeben wird Beethovens klassische Oper: „Fidelio“, in der die Benefiziantin bekanntlich ausgezeichnet die Titelpartie singt.

— Nächstens kommt Schindelmeyers Oper: „Die Rächer“ auf der Nationalbühne zur ersten Aufführung. Die Proben haben schon seit lange begonnen.

Deutsches Theater. Am 19. d. M. zum ersten Male: „die kranken Doktoren“, Lustspiel in 4 Akt. von Beiden. Diese Neuigkeit, die eine Kompagniearbeit zu sein scheint, hat weder in der Anlage, noch in der Ausführung und Charakterzeichnung sonderliche Neues und Ausgezeichnetes aufzuweisen. Bloß der Dialog hat bemerkenswerthe Vorzüge, er ist fließend, gut gewählt und mitunter sehr witzig. Gespielt wurde sehr brav. Namentlich war es Mad. Grill, die uns durch ihr munteres Spiel sehr amüfirt. Die beiden Doktoren wurden von den H. Kalis und Wagner recht fleißig gespielt. Lößlich wirkten auch die H. Berg, Treumann, Windisch und die Damen Kalis, Dony und Böllner mit.

— Heute kommt, zum Vortheile des Kapellmeisters Hrn. Grill, eine neue Oper, unter dem Titel: „Der Antheil des Teufels“ zur ersten Aufführung. Aber hat diese Oper komponirt und Scribe den Text dazu geliefert, also zwei Namen, die weiter keiner Empfehlung bedürfen. In Paris hat diese Oper ungeheuren Success erlebt, hoffentlich wird er auch hier nicht unterbleiben, um so weniger, da ein verdienstvolles Mitglied dieser Bühne selbe zu seinem Benefiz wählte.

Dfner Theater. Im Laufe dieser Woche gastirte das Beckmann'sche Ehepaar auf unserer Bühne und zog das Publikum in Masse an. Es läßt sich aber kaum etwas Genußreicheres denken, als diese ächten Priester Thaliens, diese Prototypen der Heiterkeit u. Ergötzlichkeit auf den Brettern agiren zu sehen. Hr. Beckmann in all seiner Natürlichkeit u. unwiderstehlicher Wahrheit, Mad. Beckmann in ihrer rosenfarbigen Laune u. mit ihrem hinreißenden, Alles bewältigenden Gesangsvortrage. Diese Blätter haben über ihre speziellen Leistungen, bei Gelegenheit ihrer Gastspiele in Pesth, sich mehrfach ausgesprochen und es erübrigt hier nur zu sagen, daß auf der kleinern Dfner Bühne die Feinheiten des Spiels noch weit prägnanter erscheinen als in Pesth, und daß der Beifall stets ein stürmischer ist. — Heute, Sonnabend, treten die Künstler zum letzten Male, in dem Benefiz des braven Schauspielers Herrn Czermak auf, und reisen nächsten Montag nach Wien P.

### Lokalnotizen.

Am 25. d. M. haben wir einen seltenen Kunstgenuß zu erwarten. Es wird nämlich Schindelmeyers

fers großes Oratorium, betitelt: „Bonifazius, der Apostel“, von den Mitgliedern des Musikvereins zur ersten Aufführung kommen. Schindelmeyers Name hat in der musikalischen Welt einen ehrenvollen Platz gewonnen u. seine Kompositionen haben sich eine große Beliebtheit erworben. Wie uns Männer vom Fache versichern, welche den Proben dieses großen Musikstückes beiwohnten, soll diese Komposition alle seine frühern Arbeiten übertreffen. Das Werk soll reich an Originalität und tief empfindener, musikalischer Schönheiten sein. — r.

— Unser Modebazar, die Waiznergasse, das Elorado des Luxus und der blendenden Pracht, bietet besonders am Abend, wenn das Tageslicht hinter die Berge tritt, einen überraschenden Anblick dar. In jedem Gewölbe herrscht ein rastloses Streben, alle Hände sind geschäftig und thätig; doch wo erblicken wir es mehr, als in der großen Modenhalle des Herrn Anton Alter, »zur Erzherzogin Sophie«? Hier ist seit Jahren der Versammlungsplatz der eleganten Welt; Alles, was nur im Bereiche von Seiden- und feinen Schafwollkleidertoffen, großen und kleinen Umhängtüchern, leichten Soiree- und Ballstoffen, Charpen etc. etc. geschafften wird, reizt hier das Auge und lockt einladend zum Kauf. — Und jetzt in diesem Augenblick, was könnte ein liebender Gatte Besseres thun, als seiner zärtlichen Gattin zu den bevorstehenden Weihnachts- und Neujahrsfesten ein Cabinet aus Alters Modenhalle zu präsentiren? Hr. Alter genießt seit dem Augenblicke der Eröffnung seines Geschäftes, also durch ungefähr 15 Jahre, das vollste Vertrauen seiner Kunden; denn jedes Stück seines Waarenlagers ist echt und die Preise im Ganzen billig gestellt. F.

— (Weihnachtsgeschenke.) Die Galanteriehandlung des Hrn. C. D. Walke (Waiznergasse, »zur Stadt Nürnberg«) einer der glanzvollsten u. akkreditirtesten Verkaufsläden unserer Hauptstadt, hat, zu den jetzt eintretenden Weihnachtsfesten, im Innern des Gewölbes eine so reizende Gestalt angenommen, daß wir nicht umhin können, die volle Aufmerksamkeit der geehrten Leser darauf hinzulenken. Ein mehr als aus tausend der elegantesten, zierlichsten Gegenstände und Gegenständchen bestehendes Lager ist hier dem Auge ausgestellt und macht einen eben so überraschenden Eindruck als es die rigorosesten Ansprüche befriedigt und zu Weihnachtsgeschenke die schönste u. reichste Auswahl bietet. Unsere besondere Aufmerksamkeit erregten die in allen und elegantesten Formen sich vorfindenden Gegenstände für Toilette- und Schreibische, Blumenträger für natürliche Blumen, Blumentische, Korbwaaren, Kinderspielzeug, Rococo-Rohrstühle, Ballgegenstände, Fächer, Armbänder, Colliers, nebst allen nur erdenklichen Dingen und Dingelchen zum luxuriösen und nothwendigen Gebrauch. Mit einem Wort, es gehen in dieser Handlung Geschmak, Eleganz und überreiche Auswohl Hand in Hand, und zu allen diesen Vorzügen gesellt sich noch einer der schönsten — billiger Preis. G.

— Seit Kurzem bemerkt man bei der Ueberfahrt zwischen Pesth und Ofen in beiden Städten viel bessere Anstalten zur Bequemlichkeit des Publikums und eine größere Ordnung. Man verbankt diese Wohlthat dem energischen Einschreiten der Behörden beider Städte, die auf den Dank des Publikums allen Anspruch haben. Das Gerücht, als werden Dampfschiffe zwischen beiden Städten die Passage befördern helfen, scheint ungegründet, und es wäre auch nicht nöthig, da bei eisloser Donau die gewöhnlichen Rähne hinlänglich genügen und bei starkem Eise die Dampfschiffe nicht verwendbar sind. P.

— Im Pesther Steinbruch wurde dieser Tage, beim Graben in einem Felseneller, 35 Klafter vor außen und 10 Klafter von der Oberfläche tief, ein großer 1 Pfund und 1½ Loth schwerer fossiler Knochen gefunden, den man für den Zahn eines Mammoth hält. Ist zu sehen bei dem Funder und Eigenthümer in Pesth, Theresienstadt, Kreuzgasse, Nro 322. L.

— Ungarische Blätter erzählen die erbauliche Anekdote, daß neulich in Ofen zwei Personen in Streit geriethen und als man einen dabei stehenden Polizeimann aufforderte einzuschreiten, soll dieser geantwortet haben, er könne nicht, es seien — Bürger. — — —

Vom Pesth-Ofener Musikverein. Dieser Verein beabsichtigt auch in diesem Verwaltungsjahre einen Ball zu veranstalten, bei welchem derselbe neue Walzer aufzuführen gedenkt. Es werden daher alle Komponisten, welche zur Förderung des Vereinszweckes auch in diesem Fache beitragen wollen, hiemit geziemend aufgefordert, ihre Walzerkompositionen für diesen Ball ehestens an Geseftigten (Waiznergasse, Steinbach'sches Haus) einzusenden. Die besten der eingesendeten Kompositionen werden auf Unkosten des Vereins, zur Vertheilung an die im Balle erscheinenden Damen, gedruckt, und der Kompositieur mit 50 Exemplaren honorirt. — Mitgetheilt durch

Alexander Ritter.  
Vereinssekretär.

Lottoziehung. Bei der am 16. d. M. zu Wien stattgefundenen sechszehnten Verlosung des Fürstlich Esterhazy'schen Anlehens haben folgende Nummern Haupttreffer gemacht: Nro. 129,037: 40000 fl.; Nro. 20453: 8000 fl.; 109,811: 3000 fl.; 127,605: 1500 fl.; 171,602: 1500 fl. Die Nummern 12,758, 36,933, 172,139, 172,366 jede 500 fl.

Wegen des Weihnachtsfestes wird die künftige Nummer des „Spiegels“ schon Dienstag ausgegeben.

Beilage: Titel für den Jahrgang 1844 des „Spiegels.“

Beilage: „Handlungszeitung“, Nro. 78.

Halbjähriger Preis 4 fl., postfrei 5 fl. — Prachtausgabe 5 fl. und postfrei 6 fl. G. M. — Man pränumerirt im Redaktionsbureau zu Ofen (Fischerstadt, Nro. 77, nächst der Schiffbrücke), in den Kunsthandlungen der H. S. G. Miller, S. Wagner u. Treichlinger, und in J. G. Weissenbergs Papierhandl. (Servittenplatz) in Pesth, u. bei allen k. k. Postämtern

Ofen, gedruckt in der königl. ungar. Universitäts-Druckerei.